



Hans Richard
Brittnacher

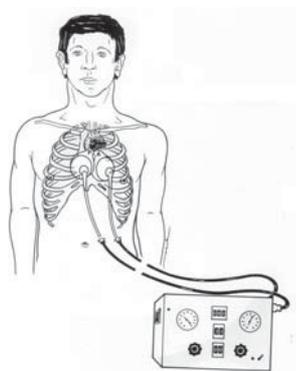
L'homme prothèse

Wer auf Kaperfahrt geht, sollte nach Anweisung eines bekannten Shantys sich der Gesellschaft bärtiger Männer versichern. Dichte Gesichtsbehaarung verspricht Kraft, Zuverlässigkeit und Loyalität: Wer einen Bart trägt, hat Anspruch auf Vertrauen. Die Literatur weiß es besser: In der christlichen Seefahrt tummeln sich Gestalten, denen nicht nur der Bart, sondern Arm oder Bein oder sogar ein Auge fehlt. An Bord haben Männer wie Capt'n Ahab, Long John Silver oder Kapitän Hook das Sagen. Keine Bartträger, sondern Prothesenträger, denen keiner über den Weg traut, handelt es sich doch um verschlagene, misstrauische und heimtückische Sonderlinge, zwielichtige, sogar buchstäblich zwiespältige Gestalten, die zum Teil aus menschlichem, zum Teil aber auch aus anderem Material bestehen, aus Metall, Holz und aus Fischbein, aus denen Prothesenbauer kunstvoll Haken und Unterschenkelersatz geschmiedet oder geschnitzt haben. Die Welt zu erfahren ist die Abenteurer der christlichen Seefahrt teuer zu stehen gekommen – der Blick durch den Sextanten auf die Sonne ließ sie einäugig werden, in der eisigen Beringsee erfroren ihnen die Finger, Meuterei und Schiffbruch sorgten für Narben, Haifische und Wilde für fehlende Gliedmaßen. Strapazen und Rivalitäten haben so lange an ihnen gezehrt, bis der Körper einen seiner Teile opferte, um das nackte Leben zu retten. Capt'n Ahab, von einer Narbe im Gesicht gezeichnet wie ein Baum, in den der Blitz eingeschlagen hat, herrscht wie ein Dämon über die Mannschaft der Pequod und humpelt auf einer aus dem Zahn eines Pottwals gefertigten Prothese umher, weil es ein geheimnisvoller Wal war, der ihm das Bein abriss und den er seither, verzehrt von einem hybriden Hass, bis ans Ende der Welt verfolgt, mag es auch seiner Mannschaft das Leben kosten: »Ich würde auch nach der Sonne schlagen, wenn sie mich beleidigte.« Long John Silver, der einbeinige Schiffskoch des Piratenkapitäns Flint, verrät alles und jeden – erst als Meuterer, der seinen Auftraggebern im Dunkel der

Nacht heimtückisch die Kehle aufschlitzt, dann als Denunziant, der seine Kumpane ans Messer liefern will. Nur für Jim Hawkins, den jugendlichen Helden in Stevensons Roman, hegt er bei aller Mordlust doch auch Sympathien: ein ins Pädophile schillernder Charakter also, nicht böse genug, um ihm den Tod zu wünschen, doch zu unzuverlässig und zu abgründig, um ihn dauerhaft in der Nähe dulden zu wollen. Kapitän Hook hat sich durch eine eiserne Klaue den abgeschlagenen Arm ersetzen lassen, den Peter Pan einem Krokodil zum Fraß vorwarf – seither ist er der eingeschworene Feind des Kinderreichs, aus dem er die zeitlose Jugend für immer vertreiben will.

Wohl haben wir Mitleid mit den Prothesenträgern, denen Leben, Forscherdrang und Abenteuerlust arg mitspielte, aber noch mehr lehrt uns die Literatur, ihnen von Grund auf zu misstrauen – ihre Prothesen stigmatisieren sie als Halbwesen, deren zwielichtiger Charakter seinen Schatten auch auf ihre Mission fallen lässt, ob sie nun ein weißes Meeresungeheuer jagen wie Ahab oder ob sie wie Götze von Berlichingen mit eiserner Faust auf ein längst anachronistisches Recht pochen. Ihr Handicap verweist auf ihre Versehrtheit, die wir bedauern, ihre Prothese auf einen unangemessenen Titanismus, der uns skeptisch stimmt: Die Prothesenträger der Literatur lassen es an Geduld und Gottvertrauen fehlen, nehmen die Einschränkungen der Condition humaine nicht hin und wollen sich ertrotzen, was die Natur ihnen entriss oder vorenthält.

Sie erscheinen so als anthropologische Archetypen. Nie war der Mensch die reine Natur, als den ihn eine idealistische Philosophie gerne sehen will, sondern immer schon ein Werkzeuge gebrauchendes Wesen; *Homme naturel* ist der *Homo sapiens* nie gewesen,¹ sondern immer ein im Sinne der philosophischen Anthropologie von Helmuth Plessner und Arnold Gehlen weltoffenes, unspezialisiertes und daher unhintergebar auf Technologie angewiesenes Wesen,² das sich zur Sicherung seiner pre-



kären Stellung und zur Optimierung seiner Fähigkeiten in der Welt technischer Mittel bediente: »Der Mensch begreift sich nur über das, was er nicht ist, hinweg.«³ Erst entdeckte er die Keule zum nützlichen Gebrauch, dann die Astgabel, die bei der Fortbewegung half, wenn ein Bein den Dienst versagte. Im Mittelalter halfen Linsen aus Beryll – daher der Name Brille – kurzsichtigen Klosterbrüdern bei der Entzifferung der Schrift; Glaskörperkugeln, kunstfertig bemalt, füllten die leere Augenhöhle, deren Anblick zuvor eine Augenklappe gnädig verbarg.

Mittlerweile erschließen Cochlea-Implantate dem Gehörlosen die Welt der Klänge, Retina-Implantate beugen der Erblindung vor, ein Exoskelett erweitert die physischen Kräfte, Hüft-Endoprothesen und Herzschrittmacher sind längst medizinische Routine, sensorgesteuerte Prothesen wie das C-Leg erlaubten einem unterschenkelamputierten Amerikaner die Flucht aus dem 70. Stockwerk des World Trade Center, der südafrikanische Sprinter Oskar Pistorius, dem seit der Geburt die Wadenbeine fehlen, läuft mit seinen Carbonprothesen rekordverdächtige Zeiten, wird aber vom internationalen Leichtathletik-Dachverband nicht zu Wettbewerben zugelassen, da Prothesen als unzulässige Hilfsmittel gelten. Für Parkinson-Patienten sind vereinzelt schon Gehirnschrittmacher und andere Neuroimplantate im Gebrauch. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis auch ein künstliches Gehirn dem dysfunktionalen Organ Dienste leisten kann, die den Kompensationsleistungen eines künstlichen Herzens entsprechen.

Die Geschichte der Hominisation ist so gesehen auch die Erfolgsgeschichte der Prothesen. Der philosophische Diskurs freilich ist den Herausforderungen, die sich aus der zunehmenden Prothetisierung der Welt ergeben, nicht im Mindesten gewachsen.⁴ Als Entscheidungshilfen bei den Dauerdebatten über Risiken und Chancen der Prothetik, der Transplantationschirurgie oder der Gentechnik werden weiterhin literarische Paradigmen bemüht wie Goethes *Zauberlehrling* oder Mary Shelleys *Frankenstein*, als seien in mittlerweile 200 Jahre alten Texten Antworten auf Fragen zu finden, die in einer Zeit gestellt werden, deren Wissen sich nach Moores Gesetz alle zwei Jahre verdoppelt. Der anthropologische Tiefsinn der hier angesprochenen Texte steht nicht infrage, sondern ihr Missverständnis als unverbrüchliches moralisches Vademekum in ethischen und epidemischen Krisensituationen, die nach Entscheidungen verlangen, die präzedenzlos sind. Angesichts des zunehmenden, alle Be-

reiche des Körpers tangierenden Einsatzes von Prothesen schlagen Literatur und Film, die sich offensichtlich herausgefordert sehen, das vakant gewordene Amt des Untergangspropheten auszufüllen, Alarm. Sie sehen gewissermaßen von Berufs wegen Zeichen an der Wand und entwerfen Horrorszenarien, in denen der Mensch, ein wohlgeartet technisch unverfälschtes Exemplar der Gattung, in einem Horrorszenario abgewrackt wird. Noch horrender wird das Szenario, thematisiert es überdies die Fortschritte der Transplantationsmedizin, ob es dabei die dank der biotechnologischen Entwicklungen möglich gewordene Idee eines reproduktiven Klonens ausfantasiert, oder den Bereich der Xenotransplantationen, also die Verpflanzung körperfremden, gegebenenfalls sogar artfremden Gewebes zum Gegenstand seiner gruseligen Visionen macht. Bei einer spektakulären Operation wie jüngst bei einem Amerikaner, dessen durch die Explosion eines Feuerwerkskörpers zerstörte Hand durch die eines verurteilten Mörders (der sich nach dem Prozess das Leben nahm) ersetzt wurde, wird unweigerlich auf eine mittlerweile schon bejahrte literarische Angstparabel verwiesen, auf Maurice Renards Erzählung *Les mains d'Orlac*,⁵ in der eine transplantierte Mörderhand gegen den Willen ihres neuen Trägers aktiv wird und schließlich diesem selbst an die Kehle geht. In der Filmfassung des Stoffs unter dem Titel *Mad Love* von dem 1935 nach Amerika ausgewanderten Karl Freund stellt der wahnsinnige Arzt Dr. Gogol – der erste Hollywoodauftritt von Peter Lorre – der Frau des Konzertpianisten Orlac nach. Als dieser bei einem Zugangsglück seine Hände verliert, sieht Gogol seine Stunde gekommen und näht seinem Rivalen die Hände eines hingerichteten Messerwerfers und Mörders an. Aber am Ende fällt Gogol seiner eigenen Operationskunst zum Opfer – bei einer Attacke auf die Frau Orlacs wird er von deren Gatten, dem vormaligen Pianisten, mit einem meisterhaften Messerwurf getötet. Mit dem transplantierten Arm des Mörders und Messerwerfers sind ihm offenbar auch dessen akrobatische und martialische Fähigkeiten zugewachsen. In einem thematisch verwandten Film, in Eric Reds *Body Parts*,⁶ wird dem Helden, einem auf kriminelles Verhalten spezialisierten Psychiater, nach einem Autounfall von einer talentierten Chirurgin der Spenderarm eines hingerichteten Mörders angenäht, der sich bald verselbstständigt, die schlafende Ehefrau würgt und schließlich auch die Ärztin, weil's im Film gerechter zugeht als im Leben, ohrfeigt. In einer der bizarrsten Szenen des Films trifft



sich der Held mit einem Schicksalsgefährten, dem die Beine des Hingerichteten transplantiert wurden, und fachsimpelt mit diesem über Eigenes und Fremdes, Gut und Böse.⁷

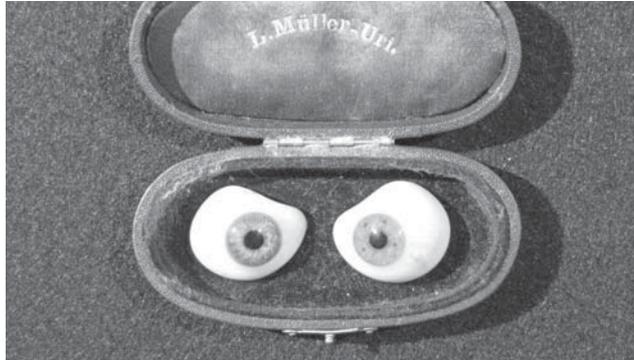
Gemeinsam ist solchen literarischen oder filmischen Versuchsanordnungen die Idee, dass ein fremdes Körperteil nicht etwa problematische Abstoßungsreaktionen hervorruft, sondern den Organismus regelrecht übernimmt und sogar dessen Persönlichkeit neu zu definieren vermag. Die verschiedentlich im Zusammenhang mit Querschnittsgelähmten ventilierter Idee von Ganzkörpertransplantationen – also der Verpflanzung des Kopfes eines Menschen auf den Körper eines anderen⁸ – muss unter diesen Umständen in Literatur und Film eine besonders dramatische Resonanz erfahren.⁹ Immerhin haben in den USA einige Hundert Patienten bereits testamentarisch verfügt, ihren Kopf nach dem Ableben so lange kryotechnisch zu konservieren, bis die Gesetzeslage es zulässt, den wieder aufgetauten Kopf einem medizinisch einwandfreien Körper aufzupflanzen. Unterstellt man, ein solcher Eingriff sei chirurgisch erfolgreich durchführbar, drängen sich komplexe philosophische, ethische und religiöse Fragen auf: Handelt es sich bei einem solchen chimärischen Wesen, das aus dem Kopf von A und dem Körper von B besteht, identitätsphilosophisch und juristisch um A, der lediglich einen neuen Rumpf und Gliedmaßen erhalten hat, oder um B, dem nun ein anderes Gehirn dient – sind es also etwa 1200 Gramm Gewebe im Kopf, die das Wesen des Menschen ausmachen, die sein Bewusstsein, seine Identität und seine Persönlichkeit bestimmen? Was wäre, wenn man, was praktisch-chirurgisch im Bereich des Denkbaren liegt, die Gehirnhälfte eines Gesunden einem Hirntoten einpflanzt, sodass man anschließend zwei – wenn auch nur mühsam und kognitiv unvollständig arbeitende – Gehirne hätte? Handelte es sich dann bei den beiden Menschen mit je einem halben Gehirn um zwei verschiedene Menschen oder um zwei Menschen mit gleichen Identitäten, aber verschiedenen Körpern? Welchen juristischen Status hätte ein solches Wesen? Welche erbrechtlichen Folgen ergäben sich?

Solche Überlegungen muten frivol an, aber die Experten, die Folgenabschätzungen im Bereich der Transplantationschirurgie zu leisten haben, müssen noch ganz andere Möglichkeiten ventilieren. Wenn man den Kopf eines Mannes auf den Körper eines anderen verpflanzen kann, lässt er sich dann auch dem Körper einer Frau auf-

setzen – und umgekehrt? Nachdem bereits tierische Organe zur Transplantation verwendet werden – was spräche im Ernstfall dagegen, den Kopf eines Menschen, etwa im Fall eines totalen Organversagens, auf den Körper eines Tieres zu verpflanzen, und sei es auch nur, um ihn so lange am Leben zu halten, bis ein geeigneter menschlicher Spenderkörper zur Verfügung steht? Auch dies hat seine ästhetischen Menetekel. In Kurt Neumanns Film *The Fly* aus dem Jahre 1958, der ersten Verfilmung einer Erzählung von George Langelaan, ist für einen schockierenden Bruchteil das Resultat einer gescheiterten Teletransportation zu sehen: der Körper einer Fliege mit einem winzigen Menschenkopf.¹⁰ Eine neuere Verfilmung des Stoffes von David Cronenberg geht in der Drastik der Darstellung erheblich weiter,¹¹ aber kann doch die Intensität dieses einen Effekts, der sich gerade der sparsamen Ökonomie des Schreckens verdankt, nicht erreichen.

Man stelle sich das schrecklich entstellte Opfer einer Brandkatastrophe vor: Wenn zu einem transplantierten Arm ein weiterer hinzukommt, schließlich auch noch ein Bein, eine Schulter, ein Unterkiefer, ein Penis usw. – muss sich dann unsere Definition des Menschen als eines entelechialen Geschöpfes, einer integralen, nur mit sich selbst identischen Wesenheit ändern? Der – mittlerweile verstorbene – Neurophysiologe Detlef B. Linke erinnerte in diesem Zusammenhang an die antike Fabel vom Schiff des Theseus: Nachdem die erste Planke morsch ist, wird sie ausgewechselt, bald darauf die zweite usw., bis irgendwann das Schiff runderneuert ist, aber immer »das Schiff des Theseus« heißt. Dann kommt ein Mann, der alle ausgemusterten Planken gesammelt hat, und behauptet: »Dies ist das Schiff des Theseus!«¹² Wie viel am Menschen, salopp gesprochen, darf ausgewechselt werden, bis er seine Identität verliert? Offenbar ist ein Konzept von Identität, das sich auf die Integrität des Körpers bezieht, so problematisch wie der Versuch, Identität über eine prozentual noch zulässige Marge an Fremdgewebe zu bestimmen.

Dies sind ethische und anthropologische, vielleicht auch metaphysische Fragen, die indessen die komplexen sozialen Implikationen, die sich aus der zunehmenden Prothetisierung der Welt ergeben, noch nicht berücksichtigen. Jarold Lanier, einer der einflussreichsten Computertheoretiker Amerikas, dem wir den mittlerweile so geläufigen Terminus der »virtual reality« verdanken, befürchtet, dass der Schub neuer biologischer und bio-



technologischer Innovationen keine utopischen Hoffnungen wahr werden, sondern eher eine neue Klassengesellschaft entstehen lasse. Auch Unsterblichkeit muss man sich leisten können, und dazu sind Reiche eher in der Lage.

Aber auch diese soziale Komponente wird von den literarischen und filmischen Paradigmen, die hier angesprochen wurden, nicht reflektiert, sondern vernebelt: Sie sieht das Ende des bisherigen Humanismus in der Hybris pathologisch narzisstischer Wissenschaftler begründet, die hemmungslos umsetzen, was machbar sei, aber das »Besen, Besen! / Seids gewesen«, die Formel zur Rücknahme des Fluchs, vergessen haben. Die eigentlichen Probleme, die sich aus dem Konflikt von medizinisch-therapeutischen mit wirtschaftlichen Interessen ergeben, spielen keine Rolle mehr, wenn sich das Szenario auf einen hysterischen Mad Scientist kapriziert, der die Menschheit mit gewissenlosen Experimenten in den Untergang treibt.

Das Misstrauen der Literatur in den Prothesen gebrauchenden Menschen ist, so gesehen, einerseits eine Art anthropologischen Selbsthasses, der Unmut darüber, dass ein Phantasma wie das vom *L'homme naturel* offenbar nur ein kulturelles Artefakt ist, so wie andere lieb gewordene Lebenslügen auch, andererseits eine Art ästhetischer Übersprungshandlung: Die Ratlosigkeit angesichts einer abgründig überkomplexen Welt wird durch das rituelle Abspulen des immer gleichen literarischen oder filmischen Szenarios ausbalanciert. Zugleich wird dabei mit einer fast lüsternen Apathie ein anachronistisches Weltbild befestigt: So ist der Mensch, so soll er bleiben; wer lebt, der muss sterben, basta.

- 1 Vgl. zur Kritik an einer idealistischen Anthropologie H. Blumenberg: »Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik«, in: H. Blumenberg: *Wirklichkeiten, in denen wir leben. Aufsätze und eine Rede*. Stuttgart 1981, S. 104–136
- 2 Vgl. A. Gehlen: *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt* (1940). Wiesbaden 1986; H. Plessner: *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie* (1928). Berlin 1975
- 3 H. Blumenberg, »Anthropologische Annäherung«, a. a. O., S. 134 f.
- 4 Vgl. B. Flessner: *Weltprothesen und Prothesenwelten. Zu den technischen Prognosen Arno Schmidts und Stanislaw Lems*. Frankfurt am Main 1991
- 5 M. Renard: *Orlacs Hände [Les mains d'Orlac, 1920]*. München 1922
- 6 *Body Parts*. USA 1991. Drehbuch: Eric Red und Norman Strider nach einer Vorlage von Pierre Boileau und Thomas Narcejac. Regie: Eric Red
- 7 Vgl. dazu die Beobachtungen von D. Wenner: »Wo im Körper ist der Mensch«, in: *Frankensteins Kinder. Film und Medizin*. Hg. von J. Phillips-Krug und C. Hausheer. Zürich 1997, S. 124–131
- 8 Nachdem sich in der Transplantationschirurgie die Definition des Hirntodes, also des Aussetzens der Hirnströme, als Kriterium für den Tod eines menschlichen Organismus durchgesetzt hat, muss eine Kopfverpflanzung in Übereinstimmung mit der juristischen Definition des Todes als eine Ganzkörpertransplantation bezeichnet werden. Die damit verbundenen ethischen, identitätsphilosophischen und entwicklungspsychologischen Fragen behandelt E. Steinhart: »Persons versus Brains. Biological Intelligence in Human Organisms«, in: *Biology & Philosophy* 16 (2001), S. 3–27. Steinhart bezweifelt, dass die personale Identität eines Hirnspenders in einem anderen Organismus beibehalten werden kann.
- 9 Ein Beispiel dafür etwa ist David Osborns Roman *Heads* (Toronto/London 1985): *Köpfe*. München/Hamburg 1985: Die Köpfe hoch qualifizierter, aber todkranker Wissenschaftler werden vom Körper entfernt und an eine Station mit Nährstoffen andockt, um einem pharmakologischen Konzern weiter mit ihrem Forschungselan zuarbeiten zu können. Arbeitsverweigerungen werden durch Phantomschmerzen bestraft etc. Vgl. dazu H. R. Brittnacher: »Die zweite Generation der Monstren. Biochemische Wissenschaft und literarischer Horror«, in: *Ästhetik und Kommunikation*, 18. Jg., Heft 69, S. 105–112
- 10 *The Fly*. USA 1958. Buch: James Clavell. Regie: Kurt Neumann
- 11 *The Fly*. USA 1985. Buch: Charles Edward Pogue und David Cronenberg. Regie: D. Cronenberg
- 12 D. B. Linke: *Hirnverpflanzung. Die erste Unsterblichkeit auf Erden*. Reinbek b. Hamburg 1993, S. 196; vgl. auch S. 103

»Der Weisheit kleines Reich gränzt an der Thorheit Land«
Freiberr Johann Friederich von Cronegk